# Kommandant Mathias Luzi : 1821-1901

Autor(en): **Langmesser, A.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Bündnerisches Monatsblatt : Zeitschrift für bündnerische Geschichte, Landes- und Volkskunde**

Band (Jahr): **- (1918)**

Heft 1

PDF erstellt am: **24.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-396044

**Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

**Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

**http://www.e-periodica.ch**

Item die vesti, die genant ist *Castell Pedinal* und nu genant ist Trimis, die ist dem Gotshus worden bi byschoff Peters ziten M°CCCLX (1360), also umb die selben zit.[23]

WAPPEN DER WICHSLER.
In Schwarz ein weiß-rot spickelweise gestückter Schräglinkbalken. Helmzier weißer Schwanenhals mit rotem Kamm, der mit schwarzen Hahnenfederbüschen bestickt ist.

[23] Muoth, Ämterbücher, S. 12.

---

## Kommandant Mathias Luzi, 1821—1901.[1]

Von Dr. A. Langmesser.

Ich sehe ihn noch vor mir, den markigen, hochgewachsenen Mann mit seinen kraftvollen Gesichtszügen, aus denen eine kühn

[1] Mit freundlicher Zustimmung des Verfassers drucken wir das prächtige Lebensbild dieses Mannes aus dem schönen Erinnerungsbuch „Unser Volk in Waffen, Schweizerische Grenzbesetzung 1914/15 in Wort und Bild" (Verlag von Johannes Blanke in Emmishofen) in unserem Blatte ab.

geschwungene Adlernase markant vorsprang und die angeborene Herrschernatur verriet, mit den warmen, dunkelbraunen Augen, die hell aufleuchteten, wenn eine Erinnerung an längst vergangene Zeiten an ihnen vorbeizog. Er war einer jener nachdenksamen, gemütvollen Menschen, wie sie uns hin und wieder in abgelegenen Alpentälern begegnen — in der schweigsamen Brust einen Schatz von Selbstgedachtem und Selbsterlebtem bergend, ein Mann von Horizont, so eng auch die Marken seines Tales waren, dazu einer jener kraftvollen Menschen, die sich mit eisernem Fleiß und großer sittlicher Willenskraft aus kleinen Verhältnissen zu angesehener Stellung emporarbeiten. Er war nicht „mit dem silbernen Löffel im Munde" geboren, sondern armer Bauern Kind, das sich vom Hirtenjungen zum Obersten hinaufarbeiten mußte.

Mathias Luzi entstammte einer alten Hugenottenfamilie, die in ihrer Heimat den Namen „de Luzi" trug und ihren Adelssitz im Departement Aube im nordwestlichen Frankreich hatte, aber infolge der Aufhebung des Edikts von Nantes im Jahre 1685 Frankreich verlassen und in den rauhen Bündnerbergen ihre Zuflucht suchen mußte. Dort hatten die Luzi und ihre Nachkommen den Kampf ums Dasein aufzunehmen und in schwerer Feldarbeit sich das tägliche Brot zu erwerben. Aber etwas vom alten Hugenottenadel blieb ihnen erhalten. Wer forschend in die edlen Züge des alten Obersten Luzi schaute, dem verrieten ihre feingeschwungenen Linien den geborenen Edelmann. In Scheid hatte des kleinen Mathias Wiege gestanden. Dort war er am 4. November des Jahres 1821 seinen Eltern Anton und Katharina Luzi geboren worden. Schon in seinem achten Jahr verlor er seine Mutter. Da sein Vater dem harten Broterwerb nachgehen mußte, war der Knabe meist sich selber überlassen.

Eigenartig sind seine frühesten Jugend- und Schulerinnerungen. Sein erster Lehrer war ein alter, abgedankter Soldat, der noch unter Napoleon I. den Feldzug nach Rußland mitgemacht hatte und, in die Heimat zurückgekehrt, sich mit Schulhalten ein kärgliches Brot erwerben mußte: er erhielt 18 Gulden für die Winterschule! Oft pflegte er den Kindern begeistert von seinem Kriegshelden, dem alten Napoleon, zu erzählen; und gewiß ist Luzis Liebe zum Waffenhandwerk auf die Eindrücke dieses ersten Unterrichts zurückzuführen.

Sein Schulmeister war allerdings nicht sehr stark in der Wissenschaft. Kam während der Leseübung ein langes, verwickeltes Wort, so pflegte er zu sagen, das könne er nicht lesen, das sei lateinisch! Die Schulstube in Scheid war die primitivste der Welt. Ihr Mobiliar bestund aus einem langen Tisch, an dem auf jeder Seite eine niedere Bank sich hinzog, auf der Buben und Mädchen kunterbunt durcheinander saßen. Es sei, meinte einmal der alte Oberst, dort manch eine Verbindung fürs Leben schon in jungen Jahren geschlossen worden.

Der brave Lehrer hatte mit der verheißungsvollen Jugend des Bergdorfs seine liebe Not. Er suchte sich ihrer mit einer langen Haselgerte zu erwehren, allein nur mit sehr zweifelhaftem Erfolg. Eines Tages, als ihm die Sache zu bunt wurde, entfernte er den Schultisch, da unter diesem die Füße seiner Schulkinder allerlei Schabernack spielten, und setzte die widerspenstige Jugend auf die kahlen Bänke. Allein das ging auf die Dauer doch nicht an, weil man einen Tisch zum Schreiben haben mußte. Also wurde der wieder hergeschafft, und das Spiel begann von neuem. Einmal mußte Luzi mit zwei andern seiner Schulkameraden nachsitzen, was ihnen sehr ungelegen kam, nicht nur des Verlustes der Freiheit, sondern auch der Schande wegen. Doch was geschah? Als dem guten alten Lehrer etwas auf den Boden fiel und er es eben aufheben wollte, da benutzte der verwegene Luzi den Augenblick, um über des arglosen Schulmonarchen Rücken hinwegzuhüpfen, wie über ein Sprungpferd, und zur Türe hinauszustürmen.

Diese Dorfschule besaß noch ein ganz eigenartiges Strafinstitut: wer immer sich einer Ungezogenheit schuldig gemacht hatte, mußte einen Esel hüten, der, auf Karton gemalt, an der Wand hing. Nun traf eines Tages die „gschwinde" Schwester unseres Mathias die Strafe, des papiernen Esels zu warten. Dies Geschäft aber dünkte den Wildfang bald so langweilig, daß er zur Kurzweil anfing, den Esel mit Hüst und Hot zu traktieren. Plötzlich packte er das Ungetüm, hob es von der Wand und huschte mit ihm zur Türe hinaus, in die Stube zurückrufend: „Der Esel hat Durst, ich will ihn tränken!" Sie tat's, indem sie ihn in den nahen Brunnen warf!

Im 14. Jahre bekam Luzi einen neuen Lehrer, der nicht so viel Spaß verstund wie der alte Soldat; denn eines Vormittags

schlug er unserm Mathias mit einem Lineal so kräftig auf den Rücken — natürlich unverdient, wie dieser noch nach Jahren steif und fest behauptete — daß es der Delinquent für gut fand, sich nach einer andern Schule umzutun. Diese fand er in Präz am schönen, wälder- und mattenreichen Heinzenberg, der Scheid gegenüber liegt und den einst der gute Herzog Rohan den „schönsten Berg der Welt" genannt hatte.

Nur einen Winter blieb Luzi dort, dann kehrte er wieder in seine Heimat zurück, wo er in seinem sechzehnten Jahre konfirmiert wurde.

Mit dem reiferen Alter erwachte auch die Lernbegierde in dem Jüngling. Er, der im romanischen Lande mit der romanischen Sprache aufgewachsen war, wollte Deutsch lernen, das ihm für sein Fortkommen unentbehrlich schien. Zu dem Ende wanderte er nach Tamins, dem lieblichen Flecken, dessen hoher Kirchturm auf das Schloß Reichenau herabschaut, an dessen Schloßfelsen Vorder- und Hinterrhein rauschend zusammenfließen. Zwei Jahre lang blieb er dort.

In Tamins lernte der einfache Bergsohn seinen ersten Kaffee kochen. Im abgelegenen Scheid war damals dieses neumodische, kostbare Getränk noch nicht bekannt gewesen. Also kaufte sich eines Tages der junge Mathias 1/4 Pfund Kaffee, röstete und mahlte es, schüttete das ganze Viertelpfund in eine Pfanne, goß dazu einen Liter Wasser und kochte und kochte, so lange, bis von dem Liter Wasser nur noch eine kleine Schüssel voll Kaffeebrei übrig blieb. Da kam unerwartet Luzis Patron zu der sonderbaren Kocherei und fragte ihn: „Was schaffst du denn da?" „Kaffeekochen!" erwiderte der Knabe verlegen. Lachend besieht sich sein Herr den Absud und heißt den Koch einen dummen Jungen und zeigt ihm, wie man Kaffee kochen müsse. – „Seitdem hab ich's nie mehr vergessen!" meinte heiter lachend der alte Oberst.

Mittlerweile war Mathias Luzi 18 Jahre alt geworden; sein Schulsack war nicht allzuschwer, wiewohl er seit seinem siebenten Jahr jeden Winter zur Schule gegangen war. Da er trotz alles Lerneifers keine Gelegenheit gehabt hatte, noch mehr zu lernen, wanderte er wieder in seine Heimat Scheid zurück, weilte jedoch dort nur kurze Zeit, da ein Verwandter von ihm, Oberst Buchli, ihn nach Versam im Bündner Oberland rief mit dem

Versprechen, ihn dort in seinem Hause im Deutschen noch weiter auszubilden. Allein anstatt des sehnsüchtig erhofften deutschen Sprachunterrichts mußte er Kühe füttern, Holz führen und allerhand andere rauhe Arbeit tun. Nichtsdestoweniger hielt er es neun Monate aus und bekam bei seinem Abschied für seine treuen Dienste 20 Gulden und einen Futterkittel. Das war für jene Zeit kein übler Lohn; wenigstens war unser Mathias stolz auf das selbstverdiente Geld.

Wieder zog er heim zum Vater, doch abermal nur für kurze Zeit; denn im Frühjahr 1839 kam Landammann Peter von Luvis ob Ilanz, ebenfalls ein Verwandter Luzis, nach Scheid und fragte seinen Vater: „Willst du mir nicht deinen Buben überlassen? Er gefällt mir: ich verspreche dir, etwas Rechtes aus ihm zu machen.“ Vater Luzi willigte ein und sein Sohn wanderte mit dem Oheim nach Luvis. Dort hatte er 14 Stück Vieh in einem Maiensäß, d. i. einer Voralp, zu versorgen. Eines Samstags nun — erzählte Oberst Luzi — sei sein Onkel, der das Herz auf dem rechten Fleck gehabt und sein Versprechen dem Vater gegenüber nicht vergessen habe, zu ihm aufs Maiensäß heraufgestiegn und habe ihm gesagt: „Mit deinem Schaffen bin ich zufrieden. Aber das Werchen ist zu streng für dich. Du könntest Lehrer werden! Du weißt ja, ich bin Schulpräsident, und wenn ich dich vorschlage, so geht deine Wahl sicher durch!“ — „Aber, Onkel,“ meinte der Lehramtskandidat, „ich kann ja selber nur mühsam lesen und schreiben, wie kann ich denn Lehrer sein?“ „Papperlapapp, du bist gescheit und wirst dir schon zu helfen wissen; komm nur morgen zur Kirche, da wirst du sehen, was geschieht!“

Am Sonntag morgen machte sich der junge Mann klopfenden Herzens auf den Weg zur Kirche. Nach der Predigt stund sein Oheim, der Landammann und Schulpräsident, auf und rief in die Kirche: „Manne, blibet no zruck, mer müend no e Schulmeister wähle!“ Die Männer blieben also sitzen. Nachdem die „Wibslüt“ die Kirche verlassen hatten, sprach der Landammann zu den Versammelten: „Dr wisset, daß m'r kei Schulmeischter hän. I weiß nu eine für eu.“ Alle staunten. Worauf der Landammann fortfuhr: „Es isch mis Knechtli. Dä isch gschid und ka scho Schul halte, wiewohl er nit e G'lehrte isch; ich schlag vor, ihn zum Lehrer zmache. Wär d'r Meinig isch, soll d'Hand uufhebe.“ Und siehe da: Alle hoben einmütig die Hand auf

und wählten Mathias Luzi zum Lehrer. So ward der Hirtenbub wohlbestallter Schulmeister von Luvis. Das geschah im Jahre 1839.

Das war ein wichtiges Ereignis im Leben des jungen Mannes. Der erste Schritt zur Entwickelung in aufwärts steigender Linie war getan. Wie der Küherbub Schule gehalten, will ich den alten Luzi selber berichten lassen: „Es war ein Herbsttag, wo ich als 19jähriger Lehrer zum erstenmal meines Amtes walten sollte. Am Morgen dieses Tages klopfte mir das Herz vernehmlich; denn ich hatte keine kleine Angst, meine Schüler könnten am Ende mehr wissen als ich! Wie ein Kind schrie ich zu Gott, er solle mich doch nicht zu Schanden werden lassen. 40 Kinder hatten sich eingefunden — eine wilde Rotte Korah. Nicht nur brachte jedes etwas von dem mehr oder minder guten Familiengeist mit, sondern jedes hatte auch noch ein anderes Schulbuch. Bisher nämlich war es Sitte gewesen, daß der Lehrer seine Schüler aus allen möglichen Büchern lesen gelehrt hatte. Das eine hatte einen Katechismus, das andere ein Gebetbuch vom alten Stark, das dritte eine Fibel und so ging es fort. Mir flimmerte ordentlich vor den Augen, als ich den Buchwirrwarr sah.

Das erste nun, was ich tat, war, daß ich eines nach dem andern, Buben und Mädchen, wie es eben kam, vortreten und lesen ließ, um in Erfahrung zu bringen, was sie könnten. Als der erste Vormittag um war, wußte ich wenigstens, daß ich etwas mehr verstand als meine 40 Schüler, und ging erleichterten Herzens nach Hause. Um den Unterricht zu vereinfachen, führte ich nur ein Buch ein, eine Fibel, schaffte mir, wie mein erster Lehrer, eine Haselnußgerte an, um mir Respekt bei den Buben zu verschaffen — denn ich wußte aus eigener Erfahrung, was das für ein Schlag sei —, und fing in Gottes Namen an, die mir anvertraute Schar zu erziehen. Damals pflegte man noch auf Wachstafeln schreiben zu lernen. Eines Morgens nun befahl ich meinen Schülern, sie möchten auch einmal Schreibpapier mitbringen. Die meisten Buben brachten das Gewünschte mit, die Mädchen dagegen hatten alle samt und sonders dem Befehl nicht Folge geleistet und entschuldigten sich damit: ihre Eltern wünschten nicht, daß sie schon so früh auf Papier schreiben lernten. Und als ich dem Grund der Wei-

gerung nachforschte, mußte ich hören, daß die Eltern aus Furcht, ihre Mädchen könnten zu früh Liebesbriefe schreiben lernen, das Schreibpapier verweigert hatten! Der Grund war gerade nicht so übel, wie noch heute manch eine Briefmappe eines halbwüchsigen Mägdleins bezeugen könnte!

Mein Unterricht ging so leidlich vonstatten; aber am Schluß des Winters wußte ich, daß ich gar nichts wisse. Nichtsdestoweniger wurde mir wieder für den folgenden Winter die Schule anvertraut. Um nun meinem Amte besser nachkommen zu können, benützte ich den Sommer dazu, mich durch Selbstunterricht weiter auszubilden." —

Noch ein anderer Unterricht begann damals für den jungen Mann: die Rekrutenschule, die er im Jahre 1840 durchzumachen hatte. Sie war die erste, die der Kanton Graubünden gesehen hat. Natürlich war alles so primitiv wie möglich. Eine Kaserne gab es damals noch nicht, wohl aber einen großen Stall, in dem die jungen Rekruten einquartiert wurden. Sieben Wochen dauerte die Rekrutennot, und am Ende derselben wurde Mathias zum Unteroffizier ausgezogen. Unmittelbar an die Rekrutenschule schloß sich die Unteroffiziersschule an, die er mit dem Grade eines Korporals absolvierte. Rasch avancierte er zum Wachtmeister, Fourier und Feldweibel und wurde im Jahre 1843 Leutnant. Da er ein schneidiger Soldat und guter Exerziermeister war, so wurde er zum Instruktor ernannt. So kam es, daß Luzi im Sommer Rekruten einübte und im Winter in seinen Bergen Schule hielt. Der Schuldienst aber machte ihm mehr zu schaffen als sein Instruktoramt. Um seiner Schule besser vorstehen zu können, machte er noch im Jahre 1842 einen Kurs an der Erziehungsanstalt Schiers durch. Während vierzehn Wintern lag er so mit Hingebung und Begeisterung der Schulmeisterei ob; doch auch der Soldat kam nicht zu kurz.

Im Jahre 1847 zog Mathias Luzi im Sonderbundsfeldzug als Leutnant mit den Bündnertruppen ins Tessin. Von diesem Feldzug wußte er folgendes Kriegsabenteuer zu erzählen: „Eines Abends rückten wir in ein Dorf ein, dem, wie man sagte, der Feind, die katholischen Sonderbündler, nicht fern stünde. Doch, da wir seit etwa 24 Stunden nichts über die Lippen gebracht hatten, ließen wir Feind Feind sein und kommandierten etwas z'essen. Wir Offiziere hatten es uns eben in einer Wirtschaft be-

quem gemacht. Schon war die dampfende Suppe aufgetragen und wir wollten gerade zum Löffel greifen, um sie zu vertilgen, — da piff — paff schießt's draußen vor dem Ort. Wir sitzen wie starr vor unserer Suppe. Da kommt eine Stafette: „Der Feind stürmt 's Dorf!" „Da müssen wir halt die Suppe lassen und in den Krieg ziehen", meinte der Oberst gemütlich. So ließen wir denn unsre gute Suppe stehen, stiegen aus der warmen Stube hinaus in die kalte, pechschwarze Dezembernacht und ließen Generalmarsch schlagen. Alles strömte zusammen. Der Oberst aber redete die Truppen folgendermaßen an: „Soldaten, wir müssen kriegen; der Feind ist vor dem Dorf! Auf, laßt uns die Feinde zusammenhauen, daß es eine Art hat!" Also rückten wir aus.

Vor dem Dorfe angekommen, sahen wir uns ganz wild nach dem Gegner um. In dem Augenblick kommt eine andere Stafette und meldet: unsere eigene Patrouille habe auf eine andere unsrer Abteilungen geschossen, glücklicherweise sei niemand getroffen worden. „Diese Dummheit kommt eben von der pechschwarzen Nacht!" meinte der Oberst entschuldigend. „Mannen, ihr könnt wieder heimgehen. Wir Offiziere aber wollen jetzt unsere Suppe essen." Diese war nun inzwischen etwas kalt geworden; aber geschmeckt hat sie doch! Der Hunger ist eben ein guter Koch!

Am andern Morgen kamen wir in ein Jesuitendorf. Dort bekam ich als Offizier bei einem vornehmen Herrn Nachtquartier. Dieser Herr hatte eine wahre Wut gegen uns Soldaten. Wir waren daher auf alles gefaßt; wir schnallten uns den Säbelgurt fester und machten die Pistolen, deren zwei wir im Gürtel trugen, bereit. Finster wies uns der Hauswirt unser Schlafzimmer an. Darin standen zwei himmelhohe Betten, wie ich sie im Bündnerlande noch nie gesehen habe. „Hör, Kamerad," sage ich zu meinem Schlafkompagnon, „die Sache da mit den Betten scheint mir nicht ganz geheuer; aber versuchen wollen wir sie doch!" Also legten wir unsere Pistolen auf den Nachttisch neben dem Bett, zogen uns aus und stiegen ins Bett — aber, o weh! wir versanken ganz tief in den Betten. „Das ist eine Falle", schrie mein Freund ganz entsetzt und hüpfte wieder aus dem Bett. Nun nahmen wir beide die Pistolen in die Hand und untersuchten die Betten und was war's? Nun, es waren eben nur ganz gute, weiche Betten, wie wir noch keine in unserm

Leben je gehabt hatten. Ich kann Sie versichern," sagte mir lustig lachend der alte Oberst, die qualmende Pfeife in der Hand, „daß ich selten so gut geschlafen habe wie in jener Nacht!" —

Während des österreichisch-italienischen Krieges im Jahre 1859 nahm Luzi an der lange dauernden Grenzbesetzung im Engadin und Münstertal teil. Im Jahre 1853 wurde er Major, 1862 Kommandant und 1868 Oberinstruktor und Oberstleutnant. Die Bündner Soldaten hatten ihren forschen und schneidigen „Kommandanten" sehr gern und bewahren ihm bis auf den heutigen Tag ein treues und warmes Andenken.

Im Jahre 1870 wurde er als Oberinstruktor der Grenzbesetzungsarmee nach Basel kommandiert. Nicht ohne Bangen, erzählte er, sei er, der einfache Bundtsmann, zu den feinen Baslerherren hinabgezogen. Aber auch hier wußte sich der ausgezeichnete Offizier nachhaltige Achtung zu verschaffen. — Das Jahr 1874 brachte ihm mit der neuen Bundesverfassung auch den Abschied aus der Armee, der er 33 Jahre lang als Instruktor mit seltenem Geschick und großem Erfolge gedient hatte.

Wußte Oberst Luzi viel von seiner militärischen Laufbahn zu berichten, so sprach er noch viel lieber von seiner Gattin, die ihm der Tod schon frühe, im Jahre 1875, entrissen hatte. Es war an einem stillen Winterabend, als er sein herzliebes Gemahl und das Glück, das es ihm bereitet hatte, vor meinen Augen aufleben ließ. Da saß er in seiner heimeligen niederen Bündnerstube hinter dem mit Schieferplatten ausgelegten Tisch und entlockte seiner verschnörkelten Wassersackpfeife dicke Rauchwolken, während der mächtige viereckige Kachelofen, hinter dem der Landessitte gemäß eine schmale Treppe in die darüber gelegene Schlafkammer führt, behagliche Wärme aussprühte.

„Im Jahre des Sonderbundfeldzugs" — hub er an — „kam ich nach dem Bergdörflein Trans, das stolz und kühn wie ein Adlerhorst gerade meiner Heimat Scheid gegenüberliegt, mit einer Aussicht auf die Bündneralpen, wie sie sich auch das bergfroheste Herz nicht schöner wünschen kann. Dort hatte ich im Winter 1847/48 Schule zu halten. Da begegnete mir am ersten Schultag, was mir sonst nicht jeden Tag vorzukommen pflegte: ich mußte ein kleines Mädchen, das mit einem mächtigen Stück Brot in der Hand zur Schule gekommen war, aber mit seinem struppigen Haar aussah, als wäre es eben vom Heuschober ge-

kommen, wo es sich herumgetollt, nach Hause schicken, damit es sich seine kleinen dreckigen Hände sauber wasche. Es weinte bitterlich, daß ich es so streng behandelte; allein ich war unerbittlich. Doch meine strenge Zucht half; denn von nun an kam der Wildfang immer sehr ordentlich zur Schule. Es war übrigens ein hübsches Mädchen und vermöglicher Eltern Kind. Hätte mir damals jemand gesagt: das gibt einmal deine Frau, ich hätte ihm ins Gesicht gelacht und gesagt: du bist nicht ganz bei Trost! Und doch ist die kleine Katharina Barandun zwölf Jahre später meine Frau geworden! Das ging so zu: Im Jahre 1857 hielt ich wieder Schule in Trans; da sah ich, daß die kleine Katharina ein großes, schönes Mädchen mit strahlenden blauen Augen im frischen Antlitz geworden war. Je mehr ich sie ansah, desto schöner fand ich sie und desto besser gefiel sie mir. Schließlich gewann ich sie lieb und faßte mir eines Tages das Herz, ihr unter die Augen zu treten und sie zu fragen, ob sie mir wohlwolle. Und siehe da — ich bekam kein Nein; denn sie war mir hold! Aber als ich beim Vater um ihre Hand anhielt, wollte der von mir nichts wissen, weil ich trotz meines Schulhaltens und Exerzierens arm sei wie eine Kirchenmaus. Meine Schulmeisterei trug mir im Winter höchstens 400 Fr. ein, und das ist bekanntlich zu wenig zum Leben und zu viel zum Sterben, und auch dem Instruktor blühte der Hafer nicht sonderlich. So mußte ich denn mit einem Korb abziehen, der mir ziemlich schwer auf mein verliebtes Herz drückte. Auch der Katharina lag die Sache nicht recht, und weil sie mich lieb hatte, nahm sie sich vor, keinen andern als nur mich zu heiraten. Das war auch ganz in der Ordnung! Ich hielt mich nun eine Zeitlang von dem grimmigen „Neinsager" von Vater fern. Aber was geschah? Wie ich nach geraumer Zeit wieder nach Trans hinaufkomme, um in Erfahrung zu bringen, ob die Dinge noch auf demselben Flecke stünden, da kam der Alte zu mir und sagte: „Seitdem ich dir nein gesagt, ist mit der Nina nichts mehr anzufangen. Einen andern als dich will sie nicht. Da muß ich schließlich nachgeben. Willst du sie noch?" — „Ja!" war meine Antwort, „aber du mußt sofort zum Pfarrer gehen und uns verkündigen." Ich traute nämlich dem Wetter nicht recht. Aber meine Furcht war unbegründet; denn der Vater machte gute Miene zum bösen Spiel und tat nach meinem Wunsch. So kam es, daß ich bald

darauf meine 16 Jahre jüngere Frau heimführen konnte. Das war im Jahre 1859. —

Volle 16 glückliche Jahre waren wir beisammen. Das war die schönste Zeit meines Lebens. Damals avancierte ich auch zum Kommandanten und brachte jeden Herbst nach dem Schluß der Militärschule einen hübschen Batzen mit nach Hause; meine Frau aber hatte während des Sommers tapfer droben in Trans gewirtschaftet und das Bauerngut, das sie mir zum „Mahlschatz" gebracht hatte, in gutem Zustande gehalten. So wuchs mein Wohlstand von Jahr zu Jahr; aber auch aus uns zweien wurden mit der Zeit sechs; denn Gott schenkte uns drei Mädchen und als jüngstes Kind einen Sohn. Aber des Glückes war fast zu viel. Mit dem Jahre 1874 trat eine Wendung ein. Damals mußte ich meinen Abschied nehmen, da ich alter Soldat zu der neuen Militärverfassung nicht passen wollte, und im folgenden Jahre starb mir meine Katharina. Sie wissen nicht," sagte er mit tränenumflorter Stimme, „was ich damals durchmachte, als meine Frau tot vor mir auf der Bahre lag. Noch einmal zog im stillen Flug all das Glück an meiner Seele vorüber, das sie mir gebracht — von den Tagen unserer ersten jungen Liebe an bis auf die letzte Stunde ihres Lebens. Und daß dies alles nun vorüber und begraben sein sollte, konnte ich kaum fassen, und doch war dem so. Gott hat ihre reine Seele, die für die Ewigkeit reif war, zu sich gezogen. Ich aber stund allein mit meinem Häuflein Kinder in der kalten Welt. Sollte ich verzagen? Ich raffte mich auf, um ihr Vermächtnis — und das waren ihre Kinder — in ihrem Sinn und G t zu erziehen. Sollte ich zu dem Ende wieder heiraten? Das rmochte ich ihrem Andenken nicht zu leide zu tun. So blieb ich Witwer und erzog meine Kinder, so gut es ging, in der Zucht und Vermahnung zum Herrn, und sie sind mit Gottes Hilfe wohl geraten, wie Sie wissen." —

Der Mann, der so tapfer seinem Beruf und seiner Familie vorzustehen wußte, diente auch politisch seiner Heimat mit Treue und Auszeichnung. Zweimal wählte ihn die Talschaft Domleschg zum Landammann. Das war in den Jahren 1857–59 und 1893–95. Ebenso war er mehrere Male Abgeordneter zum Großen Rate des Kantons Graubünden für diesen Kreis. Ferner war er vierzig Jahre hindurch Mitglied des dortigen Kreisgerichts und wiederholt Friedensrichter. Aufrichtig und gerade, ein ganzer Mann,

ohne Flecken und Makel von der Fußsohle bis zum Scheitel, bewies er sich auch in diesen Ehrenämtern. Das ganze Domleschg hing denn auch mit Verehrung an ihm. Kein Wunder, daß ihm, nach seinem Hinschied, die ganze Talschaft das Trauergeleite gab.

Am 16. April 1901 erlosch er. Gerade vor 25 Jahren war er, am 16. April 1876, von Trans, der Heimat seiner Gattin, nach Tomils gezogen, das lieblich, wie ein Garten Gottes, hinter dem Schlosse Ortenstein liegt. Nun nach 25 Jahren durfte er die irdische Heimat mit der himmlischen vertauschen. Welch ein wunderbarer Parallelismus herrscht doch oft im Menschenleben!

Am 18. April wurde er zu Grabe getragen. Es war ein stimmungsvoller Trauergang. Der Weg führt durch ein traumschönes Land. Rechts grüßten das stolze Schloß Ortenstein, die Ruine Paspels und der malerische Turm von Canova, an dessen Fuß ein dunkler, tiefgrüner See liegt, von dem der Volksmund zu erzählen weiß, daß in seinem Grunde ein in grauer Vorzeit versunkenes, gottvergessenes Dorf dem ewigen Gericht entgegenharre; von jenseits des Rheintals aber winkten der Heinzenberg und die majestätische Felspyramide des Piz Beverin im weißen Trauergewand des frisch gefallenen Schnees dem zum letztenmal durchs Tal Ziehenden einen stummen Scheidegruß hinüber, während zur Linken das trotzige Stätzerhorn seinen Gruß herabnickte. Eigentümlich weihevoll berührte es die Trauergemeinde, als die Glocken der Dörfer Tomils, Paspels und Almens, durch die der Zug ging, mit ihren ehernen Zungen dem aufhorchenden Lande verkündigten, daß einer seiner edelsten Söhne zu Grabe getragen werde.

Sein Andenken steht noch heute im Segen: er war ein Mann von altem Schrot und Korn, von tiefer, das Leben bestimmender Frömmigkeit, ein schneidiger Kommandant und Landammann ohne Fehl und Tadel.

---

## Tagebuch des Pfarrers Jak. Fr. Gieriet auf seiner Schulinspektions-Reise im Oberlande 1843.[1]

Mitgeteilt von Dr. Martin Schmid, Chur.

Brigels, den 13ten Februar 1843.

Niedersteigend in die Tiefen des Thales aus dem Schnee-

[1] Das Originalmanuskript befindet sich unter den Schulakten des Staatsarchivs.